



Weiße Nashörner (im Kongo)
„Wunderbar urige Geschöpfe“

Flugzeugen hatten Soldaten sie abgeschossen, in Jeeps folgten die Schlächter, die den Opfern mit der Machete die Hörner aus dem Kopf hackten. Das herausgeschmuggelte Horn wurde dann gegen Waffen für den Bürgerkrieg getauscht.

Umgekehrt gelangten 1975 fünf der Rhinos in den Zoo des böhmischen Städtchens Dvur Králové. Weil südsudanesische Rebellen die aus Tschechien gelieferten Kalaschnikows nicht bezahlen konnten, beglichen sie mit Naturalien. In Dvur Králové, wo Püttger-Conradt die Tiere monatelang studierte, kamen schließlich

nach aufwendigem Austauschprogramm mit dem Tierpark des kalifornischen San Diego, drei Kälber zur Welt. Nirgendwo sonst gab es bisher Kengenachwuchs im Zoo.

Als Sensation war 1900 das Auffinden der Dickhäuter gefeiert worden, die nach ihrem Entdecker, dem britischen Major Percy Powell-Cotton,

den wissenschaftlichen Namen *Ceratotherium simum cottoni* erhielten. Spätere Gen-Analysen ergaben, dass südliche und nördliche Breitmaul-Rhinos bereits mindestens 35 000 Jahre voneinander getrennt leben und, so Püttger-Conradt, „langsam auf dem Weg sind, getrennte Arten zu bilden“.

So sind längst auch Aussehen und Verhalten vom unterschiedlichen Lebensraum geprägt: Auf kurzen Beinen streifen die südafrikanischen, mittlerweile erfolgreich geschützten Verwandten durchs Zulu-Buschland, nachts ruhen sie. Anders die hochbeinigen, sportlicheren „Cottonis“ im Herzen Afrikas: Dort, in der völlig freien Umgebung, sind die Breitmäuler ausgiebige Wanderer, die auch im Dunkeln noch bis zu 20 Kilometer zurücklegen.

Besonders fasziniert Püttger-Conradt, wie sich die Kolosse dabei bewegen: „Sie schweben geradezu durch das Gras.“ Der federnde Gang erkläre sich aus den Eigenheiten des Fußskeletts: Die mit den Pferden verwandten Huftiere stehen und wandern auf nur drei ihrer fünf Zehenspitzen – mit „tänzelnden Bewegungen“, wie Püttger-Conradt es formuliert.

Als Kommunikationsort im weiten Grasland dienen den Nashörnern ihre festen, „vollständig zugekötelten Toilettenplätze“, sagt der Biologe: an der dicken Kotschicht erschnüffeln die wenigen verbliebenen Tiere, „wer hier wann vorbeikam“. Oft aber bleibt die Suche nach Artgenossen vergebens. Dann, so beobachtete der Wissenschaftler, suchen sich die vereinsamten Kenge andere Gesellschaft: Sie schließen sich den Kaffernbüffeln an.

erstmal vor 25 Jahren auf die bis zu drei Tonnen schweren Kolosse. Fortan schlugen die Tiere mit ihrem wuchtigen Leib und der grauweißen, panzerartigen Haut den Forscher in ihren Bann. Auf erschöpfenden Märschen durchs unendliche Grasmeer folgte er den Tieren auf ihrer immer mühseligeren Suche nach Artgenossen. Mittlerweile kennt Püttger-Conradt jedes der auf 5000 Quadratkilometern umherziehenden Rhinos „als eigenständige Persönlichkeit“.

Umso schwerer trifft auch ihn „Der Fluch des Horns“, wie Püttger-Conradt sein neues Buch über seine Schützlinge überschrieben hat*. Der Nashornkenner erzählt darin, wie die Eier nach dem Wahrzeichen der Tiere sie an den Rand des Untergangs gebracht hat: Als Potenzmittel bringt das pulverisierte Horn in China Zehntausende Dollar pro Kilo; im Nordjemen ist das Horn als Griff für den traditionellen Krummdolch begehrt.

Seit je herrschten im Garamba-Park die Wilderer. Ganze Wildhüterpatrouillen wurden von den Gangstern umgebracht, bis der World Wide Fund for Nature schließlich sein Nashornprojekt fallen ließ. Zwar setzte sich Zaires Diktator Mobutu Sese Seko, den der deutsche Forscher mehrfach traf, zeitweise für die Kenge ein. Auch wurde der Nationalpark schon 1980 von der Unesco zum Weltnaturerbe erklärt. Doch das änderte nichts daran, dass er zum „Schießplatz“ verkam, wie Püttger-Conradt sagt.

Zu Abertausenden wurden die Rhinos getötet – vor allem von sudanesischen Rebellen, die auch ins Nachbarland Zaire übergriffen. Zu Hunderten fand der Forscher auf seinen Expeditionen „verweste Tiere, denen beide Hörner fehlten“. Aus

* Armin Püttger-Conradt: „Der Fluch des Horns“. Frederking und Thaler, München; 256 Seiten; 11 Euro.



TIERE

Gemetzel in der Savanne

Im Kongo kämpft das Nördliche Weiße Nashorn ums Überleben. Ein deutscher Biologe hat den letzten der urtümlichen Dickhäuter nachgespürt.

Ein lebensgefährliches Spiel amüsierte seit je die Jungen des Asandestamms in Zaire: In der Savanne schlichen sie sich gegen den Wind an ein schlafendes Nashorn heran. Dann legte einer dem schnarrenden Riesen einen Stein auf den Rücken, den ein anderer vorsichtig zurückholen musste.

Längst ist die Mutprobe Vergangenheit: Die Kinder, die jetzt in den Lehmhäuschen der kleinen Siedlungen in der heutigen Demokratischen Republik Kongo aufwachsen, kennen das „Kenge“, das Nördliche Weiße Nashorn, nur noch vom Hörensagen. Wilderer und Soldaten haben die einst auch in Uganda und im Sudan verbreiteten Tiere dahingemetzelt – bis auf etwa zwei Dutzend Exemplare.

Die hellhäutigen Giganten waren erst vor einem Jahrhundert als eigene Unterart des aus dem südlichen Afrika bekannten Breitmaulnashorns entdeckt worden. In gewaltiger Zahl weideten sie damals noch in den Steppen Zentralafrikas. Nun beherbergt, als einziges natürliches Refugium, der kongolesische Garamba-Nationalpark „die Letzten ihres Stammes“, wie Armin Püttger-Conradt, 49, sagt. Der Biologe aus dem norddeutschen Elmshorn kämpft, inmitten von Bürgerkrieg und Chaos, für das Überleben der „wunderbar urigen Geschöpfe“.

Als Student im Einbaum auf dem Kongo-Fluss unterwegs, traf Püttger-Conradt